

nischen Herrschaft in Jerusalem von 1099 bis 1187 im Exil leben mußten. Vom 10. Jahrhundert an ging das Patriarchat langsam vom antiochenischen zum byzantinischen Ritus über. Wegen der engen Bindung an Konstantinopel geriet Jerusalem auch in den Konflikt zwischen Rom und Konstantinopel. Seither stehen diese Patriarchen nicht mehr in voller Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl von Rom. Papst Paul VI. hat jedoch bei seinem Besuch in Jerusalem im Januar 1964 gute Beziehungen mit dem griechisch-orthodoxen Patriarchen Benediktos angeknüpft.

Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer am 14. Juli 1099 taucht ein zweiter, lateinischer Patriarch auf, der von den neuen politischen Herren eingesetzt wird. Nach ihrer Ansicht – und auch nach Ansicht der Päpste – trat der neue Patriarch an die Spitze des bereits bestehenden einen Patriarchats von Jerusalem. Die Griechen erkannten seine Rechtmäßigkeit jedoch nicht an und setzten die Reihe ihrer Patriarchen fort. Nach dem Zusammenbruch der lateinischen Herrschaft im Heiligen Land im Jahr 1187 wurde das lateinische Patriarchat ein reines Titularpatriarchat, bis es im Jahr 1847 durch Pius IX. wiederhergestellt wurde. Seine verhältnismäßig zahlreichen Gläubigen rekrutieren sich, soweit sie einheimisch sind, durch Konversionen von der Orthodoxie zum lateinischen Katholizismus.

Die Existenz des lateinischen Patriarchats auf unbestreitbar orientalischem Territorium ist für die orientalischen Christen, Orthodoxe wie Katholiken, begreiflicherweise ein Dorn im Auge. Die Orientalen haben nichts gegen eine entsprechende Vertretung der lateinischen katholischen Kirche in Jerusalem einzuwenden. Was sie irritiert, ist der Titel eines Patriarchen von Jerusalem für einen lateinischen Hierarchen.

Das im Jahr 1311 entstandene armenische Patriarchat von Jerusalem ist bedeutungslos und zählt nur einige Tausend Seelen. Das griechisch-katholische Patriarchat von Jerusalem – es übt den griechischen Ritus in arabischer Sprache aus – ist eine Ausweitung des griechisch-katholischen Patriarchats von Antiochien. Dieses verdankt seine Entstehung der Unionsbewegung, die im Nahen Osten vom 17. Jahrhundert an durch lateinische Ordensleute ausgelöst wurde. Im Jahr 1772 erhielt der griechisch-katholische Patriarch von Antiochien auch die Jurisdiktion über die Gläubigen seines Ritus im Heiligen Land. Der Titel eines Patriarchen von Jerusalem wurde erstmalig dem Patriarchen Maximos III. Mazloum im Jahre 1838 vom Heiligen Stuhl verliehen, und zwar nur persönlich. Jedoch erhielten auch alle seine Nachfolger jedesmal „persönlich“ den gleichen Titel.

Diese Union mit Rom wurde von den Orthodoxen als eine Abspaltung empfunden, als eine Art Separat-Friedensvertrag. Ihr Hauptvorwurf betrifft die „Proselytenmacherei“ durch die Methode der „Unia“, der Angliederung an die Römische Kirche unter Beibehaltung des orientalischen Ritus. Auf der anderen Seite sieht es der lateinische Patriarch von Jerusalem verständlicherweise nicht gern, daß auch noch ein anderer Hierarch der katholischen Kirche den gleichen Titel von Jerusalem führt.

Der Besuch des Papstes im Januar 1964 hat ausgleichend gewirkt. Die ökumenische Bewegung ist auch im Heiligen Land nicht spurlos vorübergegangen. Man kann nur hoffen, daß langsam die alten Gegensätze und Rivalitäten überwunden und gute Beziehungen zwischen den christlichen Kommunitäten geschaffen werden, und daß die Kirche Christi im Heiligen Land schließlich ihre volle Einheit wiederfindet.

Wilhelm de Vries SJ

Ein neues Mörikebuch

Von Mörike hat das literarische Bewußtsein die Vorstellung des liebenswürdigen Heimatdichters, des kauzigen Pfarrherrn, des humo-

rigen Idyllikers festgehalten. Der Turmhahndichter schien so recht ins „Biedermeier“ zu passen, ein „Kleinmeister“, ohne „das Wagnis

der Idee“. Für D. F. Strauß und F. Th. Vischer, die Freunde Mörikes, waren die schönsten Gedichte „ein apokryphisches Wunder“. Für den ungestümen, politisch engagierten Gutzkow war Mörike „ein Mensch in Schlafrock und Pantoffeln“. G. Lukács hat in diesem Jahrhundert auf seinem marxistisch-klassizistischen Nenner Mörike gar den „niedlichen Zwergen“ zugezählt. Gundolf, aufwerend, wollte in Mörike den „Gesell des Baudelaire und Poe“, den Vorfahr Rilkes erkennen. Literarhistoriker mit Spürnase fürs Dissonante, Groteske, Gefährdete meinten, Mörike als friedlosem Seher der Nachtseite des Lebens einiges abzugewinnen. In den zwanziger Jahren hat sich die Psychoanalyse über Mörike gemacht. Man wird sich auf der engagierten wie auf der artistischen Seite der Interpretation schwer tun, Mörike zur Säkularfeier ins „Geschäft“ zu bringen. Ein rückläufiger Prozeß der einstigen Verharmlosung, ein Staunen über das Vollkommene wäre viel.

S. S. Pawer hat in „Mörike und seine Leser“ (Stuttgart 1960) die Wirkungsgeschichte dargestellt. In einem Realienbändchen der „Sammlung Metzler“ (Stuttgart 1961) hat H. Meyer in Leben, Werk, in wissenschaftliche und publizistische Literatur, in Aufgaben und Probleme der Mörikeforschung eingeführt. Wichtigstes Desiderat: eine neue historisch-kritische Ausgabe der Werke und Briefe Mörikes. Sie wurde inzwischen im Auftrag des Kultusministeriums von Baden-Württemberg (unter Mitarbeit von H. Meyer) angegangen. Zunächst erschienen als 3. und 4. Band „Maler Nolten“ und seine Bearbeitungen (1967/68). Für den Handgebrauch ist die als Winkler-Dünndruck-Ausgabe soeben erschienene Mörike-Ausgabe (von H. Unger sachkundig mit Anmerkungen versehen) zu empfehlen.

Storz konnte begreiflicherweise den Abschluß der neuen hist.-krit. Ausgabe zum 100. Todestag Mörikes (1975) nicht abwarten. Er brauchte es nicht. Sein Mörikebuch¹ ist eine

außerordentlich einführende und kenntnisreiche Arbeit, die bis auf weiteres bedeutendste Werkinterpretation Mörikes geworden. Storz weiß um die schmale Basis seines Dichters. Mörike bekannte schon 1832 sein Versagen gegenüber Geschichte und geschichtlichen Stoffen: „Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffes zurückgewiesen sehen, da vom Vorhandenen selten etwas in meinen Kram taugt.“ Dazu Storz: „Das ‚Vorhandene‘ lag außen, kam aus fremder Welt und konnte in die Erlebnisweise des ‚alleine haben‘ nicht eingehen. Mörikes „Gabe zu fast stoffloser Dichtung“ in Lied und Märchen ist gekoppelt mit dem Unvermögen gegenüber jedem von außen kommenden Stoff. „Die Gefangenschaft Mörikes in sich selbst, das Unvermögen, fremde Welt aufzunehmen und die eigene Existenz zu weiten, die strenge dichterische Potenz – dies alles verurteilte ihn geradezu zur Originalität: sie folgte aus Mörikes Existenz.“ Nicht Extensität, sondern Intensität der Erfahrung und der Form auf vorgegebener Basis heißt sein Gesetz. Nach der ausführlichen Darbietung dieses Mörikeschen Grundgesetzes geht Storz in elf Einzelkapiteln der lyrischen und erzählerischen Werkgestalt und Werkgeschichte nach. Obwohl die Einzelbetrachtungen der Texte sich relativ selbständig machen, spürt man stets den Blick aufs Ganze, auf die motivischen Verbindungen. Kein Anmerkungs-Mörike. Von einer Auseinandersetzung mit der Mörike-literatur wurde abgesehen. Ein angenehm bauend und für den Leser flüssiger Text.

Storz ist aus sicherem Wissen nie versucht, Mörike auf einen fremden Nenner zu setzen. Hier darf Mörike Mörike sein. Eine behutsame, in vieler Hinsicht kongeniale Interpretation des Schwaben Mörike durch den Schwaben Storz. Eine spätere Beschäftigung mit Mörike könnte etwa für das Problem der Identität durch einen Seitenblick auf Max Frisch, für den „Traum“ als inspiratorischen Grund durch einen Blick auf Kafka vertiefende und unterscheidende Erkenntnisse gewinnen.

Paul Konrad Kurz SJ

¹ Gerhard Storz, Eduard Mörike. Stuttgart: Klett 1967. 408 S. Ln. 30,-.